

Aus dem Idiotikon

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **15 (1931)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verständlich und bleiben im Verwendungsgebiet beschränkt. Soviel darf wohl auch aus dem dürrtigen Stoff, der oben behandelt wurde, geschlossen werden.

Jena.

Prof. A. Debrunner.

Aus dem Idiotikon.

(107. Heft. Huber und Co., Frauenfeld.)

Mit diesem Heft beginnt der 10. Band. Der Skorpion oder Storpio o. ä. führt uns in die Volkskunde hinein. Skorpionenöl war früher ein verbreitetes Mittel gegen Quetschungen und Geschwülste; dagegen war sein Sternbild in den 2—3 Tagen, da der Mond in diesem Zeichen steht, meist ein ungünstiges Zeichen. Zwar bekommt man im obern Toggenburg, wenn man in dieser Zeit die Haare beschneidet, kein Zahnweh, aber im Skorpion geborene Kinder haben Anlagen, giftig, böse, verleumderisch zu werden (Luzern, Zürcher Oberland); in diesem Zeichen gemähtes Heu bleibt grün (Appenzell, Domleschg), und die Röhre fressen es nicht (Glarner Hinterland). Man soll zu dieser Zeit auch nicht düngen, nicht anpflanzen, keine Reben schneiden. Ein Bauer rühmt sich bei Huggenberg, er habe seinen gutgeratenen Wein nicht etwa „im Obfigant abgezogen und au nid im Storpio“. — Auch der Speichel führt in dieses Gebiet, besonders in die volkstümliche Heilkunde. Wer Halsweh hat, soll sich den Hals am Morgen nüchtern mit Speichel einreiben, dabei aber immer abwärts streichen (Simmental); aber schon 1549 sagte ein Lenzburger namens „Seltenlär“ (!): „Einr müeßt am morgen früe auffstan, wett er min speichel nüechter han“. — Den Spicher nennt Gotthelf „die große Schatzkammer in einem Bauernhause, derowegen steht er meist etwas abgesondert vom Hause, damit, wenn dieses in Brand aufgehe, jener noch zu retten sei... Er enthält nicht bloß Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Borräte an Tuch und Garn, sondern selbst Schriften und Kleinodien; er möchte fast das Herz eines Bauernwesens zu nennen sein“. Eine Bauernregel sagt: „Engi Chuchi, witi Spicher macht die arme Pure richer“.

Zwei Wörter, die uns völlig verloren gegangen sind, die aber im 18. Jahrhundert noch lebten und einmal sehr verbreitet waren, sind „die Spech“ und „die Spächt“ für das Auspähen, die Rundschaft, die „Spionage“, und für den Späher, den Rundschafter selbst. 1625 versprachen die St. Galler den Zürchern, sie wollen Truppenbewegungen an der Schweizergrenze „durch unsere vertraute Spächten in Erfahrung zu bringen Nichts ermangeln“. „Diewyl doch guote späch wol halb gekrieget ist“, sollen die Hauptleute, heißt es 1531, keine Mühe und Kosten sparen, Stellung und Zahl der Feinde zu erkunden; der Taggeler von Obersibental kriegte dafür 8 Pfund, der Ruwadel gar 20 Pfd. (1527/36). In der guten alten Zeit hatte auch der Schulmeister „heimliche Spechten“ zu bestellen, welche das Betragen der Mitschüler auf der Gasse beobachteten und ihm die Fehlbaren anzeigen sollten. Das Wort gehört natürlich zu „spähen“; ein von ihm abgeleitetes Zeitwort „spächte“ für heimliches Auspähen ist in Baselstadt und -Land und im Aargau noch lebendig; dort soll einst ein Annemarie nach einem Joggeli „gspöchtet“ haben.¹⁾

Spageuzel heißt in Basel ein Springinsfeld, Spägi vielerorts ein magerer, dürrer, entweder in die Höhe geschossener oder im Wachstum zurückgebliebener Mensch, Spiginggis in Hallau ein kleiner, magerer Student. Mit

¹⁾ Vom militärischen Fachwort spähen stammen übrigens auch franz. épier und espion, „unser“ heutiges „Spion“, das sich also zu Spech oder Spächt etwa so geistreich verhält wie Hangri zu Heiri.

dem Aberglauben hat dann auch der Spiegel viel zu tun. Z. B. ist es große Sünde, nachts hineinzuschauen; man kann geradezu „wüest“ werden dabei. Wer einen Spiegel zerbricht, muß 7 Jahre warten, bis er heiraten darf (Graubünden). Spiegel, auch Auge- oder Nasenspiegel hieß früher überall auch die Brille. „Der Anu Spiegla“ ist in Gurin die Brille der Großmutter. Feldspiegel heißt das Fernrohr, Milchspiegel an der Kuh die mit aufwärts gerichteten, gewöhnlich hellern Haaren bedeckte Stelle zwischen Euter und After, aus deren Größe und Regelmäßigkeit auf den Milchertag des Tieres geschlossen wird. Eine Berner Landeschulordnung von 1628 erklärte, der Schulmeister Leben soll „der Schüler Jugendspiegel“ sein! Basler Spiegel, in Basel selbst Spion geheiß, ist der Gassenspiegel, der an der Außenseite des Hauses vor dem Fenster angebrachte Spiegel, worin man die Straße und besonders den Hauseingang übersehen kann. — Ein reichhaltiges Kapitel ist natürlich auch das vom Speck, der häufig bildlich verwendet wird, z. B. bei Reinhart: „'s Hüslü das ischt d' Musedall, 's Meiteli ischt der Speck.“

Vom Büchertisch.

Deutsches Wörterbüchlein, von D. v. Greyerz und D. Studer. 40 S., zweispaltig, steif geh. 80 Rp. Berl. Sauerländer in Aarau.

Das Büchlein will der Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit dienen und soll die häufigsten Fremdwörter und seltener deutsche Wörter nach ihrem Sinn deuten, über die Schreibung, ihre Biegungsformen und andere Schwierigkeiten, auch über die Betonung aufklären. Dieser Zweck scheint uns durchaus erreicht, soweit es auf diesem Raume möglich war, und es war viel möglich. Es ist doch bequem, wenn man in einem so handlichen Büchlein nachsehen kann, ob „Rheumatismus“ wirklich ein h habe oder nicht, ob man „gespiesen“ habe oder „gespeist“, oder wenn man in der Gewissensfrage, ob es heiße „er sauft“ oder „säuft“, den Trost findet, daß beides richtig sei. Auch was eine Kapriole ist und wie man zu Nichtfachleuten sagen könnte für „Infektion“ und ob man Kompost auf der ersten oder auf der zweiten Silbe betone, findet man da rasch. „Aber das steht doch alles im Duden!“ — Gewiß, aber dort steht auch gar alles, auch Dinge, die wir unser Lebtag nie nachsehen. Oder werden wir jemals nachschlagen, wie man „Mutter“ schreibe oder „Milch“? Ob es heiße „er trinkte“ oder „er trank“? oder wer Gaa gewesen sei und was ein Tscherwonez gelte? Gewiß, es muß auch einen Duden geben, wo „einfach alles“ steht, aber für die praktischen Bedürfnisse der meisten genügt dieses handliche und billige Büchlein; es ist wie gemacht für Volksschüler, für kleinere Amts- und Geschäftsbüros, ja „so öppis“ sollte man in jedem Hause haben, wo man nicht gerade den bedeutend teureren und umfanglicheren Duden hat.

Allerlei.

Gebildete Röhre. In der Gazette de Lausanne vom 18. Christmonat 1930 lesen wir unter der Ueberschrift: „Neue Art französisch zu lernen“:

Hier (aus dem „Amtlichen Anzeigblatt“) der Wunsch eines Eidgenossen, der vor Sehnsucht nach Erlernung des Französischen verzehrt: „Deutschschweizer, 23 Jahre alt, der melken kann, sucht Stelle bei 10—15 Röhren, wo er Gelegenheit fände, französisch zu lernen. Vertrauenswerte Persönlichkeit. Eintritt sofort oder nach Uebereinkunft. Jahresstelle und gute Behandlung erwünscht.“ Hoffentlich trifft es unser braver Eidgenosse nicht zu einer Herde von spanischen Röhren.